

Viertes Kapitel.

Die französischen Romane.

Doch wenden wir uns jetzt zu einer andern Gruppe, welche ebenfalls ein sehr zahlreiches Lese-publicum gefunden hat, wenn auch in etwas andern Kreisen; ich meine die französischen Romane eines P. de Kock, Dumas, Eugen Sue u. A. Bis zu dem Grade von Lächerlichkeit und Kaserei hat sich zwar die deutsche Lesewelt bei den Uebersetzungen dieser Romane nicht verstiten, wie es in Frankreich der Fall war, wo die Verleger Hunderttausende an diese Romanschmiede zahlten und ihnen förmlich den Hof machten, damit sie die zu erwartende Geburt ihrer Phantasie nur nicht etwa an einen Höherbietenden überließen, wo das Publicum förmlich Queue bildete, um die ersten Blätter dieser Romane möglichst frisch zu erhalten, als sie in Feuilletonsform mit den Tagesblättern erschienen.

Aber arg genug ist es auch bei uns getrieben worden; ich erinnere nur an die Geheimnisse von Paris und die Fluth von Nachahmungen, welche damals erschienen, bei denen nur noch die Geheimnisse von Kräwinkel und Schöppenstädt gefehlt hätten, um den Kranz voll zu machen, an den ewigen Juden und anderes mehr, wo manche Blätter fast das Recht ihrer Existenz damit zu begründen suchten, daß sie Uebersetzungen der genannten Romane brachten.

Was nun zunächst das Wesen und die Tendenz dieser Romane im Allgemeinen betrifft, so braucht man noch gar kein Deutschthümler zu sein, um zwischen deutscher und französischer Anschauungsweise und Sitte eine gewaltige Kluft zu erkennen, so wenig als man es zu sein braucht, um zu dem Urtheil zu gelangen, daß dabei wir Deutschen das bessere Theil erwählt haben. Man kann unbefangen der französischen Nationalität und dem französischen Charakter seine unbestrittenen Vorzüge zugestehen, Formengewandtheit, Zierlichkeit, Schönheits Sinn, Begeisterungsfähigkeit, und was damit alles noch zusammenhängen möge, und man darf doch auch behaupten, daß die Oberflächlichkeit, welche unbedenklich die Wahrheit der Schönheit opfert, die Leichtfertigkeit in der Arbeit wie im sittlichen Urtheil, der Mangel an Nachhaltigkeit, Ernst und Tiefe mindestens eben so schwer in die Waagschale fallen. Ohne mich

darauf einzulassen, dies auf den verschiedenartigsten Gebieten des socialen Lebens mit Beispielen zu belegen, ohne den historischen Nachweis zu versuchen, wie diese Licht- und Schattenseiten, je weiter das Jahrhundert vorrückt, auch um so heller und dunkler hervortreten, will ich nur darauf hinweisen, daß, ganz abgesehen von der verhältnißmäßigen Unfruchtbarkeit der französischen Literatur an streng wissenschaftlichen Werken, selbst auf dem Gebiete der schön-wissenschaftlichen Literatur der berührte Unterschied sehr ersichtlich ist, sofern nicht die sogenannten Originalromane nur Copien und Abklatsche der französischen sind; denn in diesem letzteren Falle sehen beiderlei Werke einander so ähnlich wie ein Ei dem andern.

Man könnte in diesen französischen Romanen wieder zwei Gruppen unterscheiden, die galanten und socialen Romane. Die ersteren sind eigentlich so recht im Wesen der französischen Nationalität begründet, verfallen aber trotzdem dabei genug ins Ungalante, sofern sie nämlich das weibliche Geschlecht mit solchen Zügen und in solchen Situationen schildern, welche sehr wenig schmeichelhaft sind. Gerade dieser Punkt aber übt leider die größte Anziehungskraft aus, sogar auch auf den weiblichen Theil unseres deutschen Lesepublicums, Mähterinnen, Kammerjungfern &c., wiewohl glücklicher Weise nach dem übereinstimmenden Urtheil mehrerer Männer, welchen

hinlängliche Erfahrungen auf diesem Gebiete zur Seite stehen, im letzteren Jahrzehnt die Vorliebe für die französischen Romane bedeutend abgenommen hat.

Aus diesem Grunde ist es wohl auch erlaubt, kürzer über diese Erscheinungen hinwegzugehen. Wie der Franzose überhaupt lebhafter in der Darstellung seiner Empfindungen und Gefühle ist als die Deutschen, so prägt sich auch in den hierher gehörigen Romanen die französische Sitte, die französische Auffassung des Lebens auf das Deutlichste und Naturgetreueste aus. Man braucht noch gar nicht in Paris gewesen zu sein und erhält doch aus den Schriften eines Balzac, P. de Kock, Dumas und der neueren Literaten, aus den kleinen Brochüren, welche als Eisenbahnlectüre verkauft werden zc., ein durch und durch lebensvolles Bild von dem Loretten- und Grisettenwesen der großen Metropole, von dem bal Mabille und den Maskeraden in den Räumen der großen Oper. Es ist ein furchtbarer Abgrund, in den man da hineinblickt, der die ganze französische Gesellschaft von den niedrigsten bis zu den höchsten Kreisen hinauf entweder bereits verschlungen hat oder noch zu verschlingen droht, die spätgereiften Früchte der Revolution, sofern sie eine Losreißung von den ewigen Grundpfeilern einer jeden Gesittung und ein Umsturz oder doch wenigstens der Versuch eines Umsturzes des Evangeliums war. Denn das ist das Gemeinsame in all' diesen

Romanen und dramatischen Werken, mögen sie nun in schamlos lüfterner Weise nur die Emancipation des Fleisches predigen oder mögen sie die modern-socialen Theorien über die Gesellschaft, den Staat, das Eigenthum vortragen, daß sie alles und jeden christlichen Gehaltes baar und ledig sind. Dabei soll ihnen noch gar nicht angerechnet werden, daß von christlichen Formen, von christlichem Styl keine Spur darin zu finden ist; denn das ist ja gar nicht zu verkennen und ist schon mehr als zur Genüge wiederholt worden, daß ein Werk tief christlichen Gehalt haben kann, ohne in seinem Außern gerade ein christliches Gewand zu tragen, und daß umgekehrt ein ganzes Buch voll christlicher Formeln und Redensarten dadurch noch nicht die Salbung des heiligen Geistes empfängt, vielmehr allenfalls recht unchristlich sein kann.

Allein man kann recht gut allem Salbadern feind sein und muß doch eine solche Bekenntnißscheu, die es ängstlich vermeidet, irgend ein christliches Zeugniß abzulegen, schon höchst bedenklich finden und darin ein deutliches Zeichen der Zeit und der in Frankreich zur Geltung gekommenen Zeitrichtungen erkennen. Selbst die vereinzeltsten Stimmen von solchen, die dort aus dem Taumel erwacht sind und eine Art von Umkehr predigen, sind nicht nur Prediger in der Wüste, sondern greifen selbst die Sache am verkehrten Ende an; ich erinnere hier blos an

das Werk von Michelet: *la femme*, das vor Kurzem auch in Deutschland so großes Aufsehen erregte. Durch naturhistorische und physiologische Betrachtungen, durch sentimentale Declamationen sucht der Verfasser das Mitleid der Männerwelt und die Dankbarkeit des weiblichen Geschlechts, dessen Vertheidigung er sich zur Aufgabe gestellt hat, wach zu rufen, anstatt sich auf das Wort Gottes zu stellen und von diesem so vielfach angefochtenen, aber niemals umzustürzenden Boden aus dem Weibe die Stellung wieder zu erobern, die ihm nach dem Evangelium gebührt als auch Miterben der Gnade. Von solchem Standpunkt aus und mit solchen Waffen muß denn auch auf dem literarischen wie auf jedem andern Gebiete der Kampf gegen jene unsittlichen, haltlosen Zustände, gegen jene moderne Barbarei ein erfolgloser bleiben.

Allerdings stehen nun wir Deutschen, wir können es bei aller Selbsterkenntniß ohne Pharisäerdüffel aussprechen, nur als unbetheiligte Zuschauer, nicht als wirklich thätige Mitarbeiter vor diesem Schauspiele da; ja selbst Blätter, denen man eher jeden andern Vorwurf machen kann, als den einer christlichen Färbung, weisen bald im Ernste, bald in satirischen Darstellungen auf diesen Krebschaden der französischen Civilisation hin. Aber ein Krebschaden bleibt es doch und der Krebs frisst bekanntlich um sich, und so träufelt auch von dem Gifte der fran-

zöfifchen Literatur wohl Manches in das Blut des deutschen Volkes über, wenn gleich wir erst ganz ruhig und unbeirrt zusehen und sagen: drüben brennt's; der Brand kann gar leicht und wird uns bald in's eigene Haus kommen. Gefährlich und verderblich ist dieses Gift besonders darum, weil es wie so viele andere Gifte in einer überaus gefälligen und verlockenden Form vor die Augen tritt; die Pariser Läden üben ihren verlockenden Zauber durch das anziehende, reizende Außere aus, das die Besitzer, die Verkäufer selbst solchen Waaren zu geben wissen, von denen man meinen sollte, sie verträgen gar keine andere als die allergewöhnlichste, hausbackene Form. So ist auch die Gewandtheit und Gefälligkeit der französischen Sprache, des französischen Styls bekannt genug, und wenn man auch bei näherem Hinschauen sich häufig genug durch die geschraubten und hohlen Redensarten gelangweilt fühlt, die wie das französische Gebäck der *gonflés*, zu deutsch Windbeutel genannt, nach viel aussehen, aber sehr wenig besagen, so schmeichelt sich doch eine solche Darstellung auf eine unerklärliche Weise bei dem Leser und dem Hörer ein; und zwar in um so höherem Grade, je weniger zum Urtheil befähigt diese sind. Frivolität und Selbstgenügsamkeit gehen selbst bei den bessern Schriftstellern dieser Classe Hand in Hand, wie dies z. B. recht augenscheinlich bei Lamartine hervortritt, der von vielen

Franzosen für einen der edelsten Söhne Frankreichs gehalten wird, aber doch bei aller persönlichen Liebenswürdigkeit dem Vorwurf eines leichtfertigen Wesens und eitler Selbstbespiegelung nicht entgehen kann. Die Mittheilungen aus seinem Leben verhalten sich zu den Bekenntnissen des Augustinus in der That nicht viel anders als die Bekenntnisse von J. J. Rousseau, der in der Einleitung erklärt, er wolle, wenn die Posaune des jüngsten Gerichts erschalle, mit seinen Bekenntnissen vor den höchsten Richter hintreten, und möge auch nur ein Einziger von seinen Mitmenschen, wenn er es wage, zu Gott sprechen: ich war besser als dieser Mensch. Nun, ganz so grob, ganz so lächerlich tritt Lamartine nicht auf, aber er gehört doch auch zu denen, welche sprechen: ich bin reich und habe gar satt und bedarf nichts. Offenb. Joh. 3, 17.

Wenn Jemand gerade die Anführung von Lamartine in sofern als ein nicht zutreffendes Beispiel erklärt, als er höchstens einem Theil unserer Gebildeten bekannt sei, während doch hier noch nicht von den höheren Volksschichten die Rede ist, so ist darauf zu entgegnen, einmal, daß ich bloß den Nachweis zu liefern versuchte, daß man von dem grünen Holze, von Lamartine, wohl einen Schluß zu ziehen berechtigt sei auf das dürre Holz, auf die schlechteren Schriftsteller, deren Uebersetzungen in den betreffenden Kreisen gelesen werden, dann aber auch,

daß den letzteren selbst Episoden aus Lamartine zugänglich sind, wie z. B. Graciella oder wie sie in einer andern Bearbeitung genannt wird, das Fischer-
mädchen von Procida. Darin tritt der chevalereske
Charakter der Franzosen, eine Art von liebenswür-
diger Niedlichkeit, wie es einer aus ihrer Mitte
genannt hat, klar zu Tage, wobei der Verfasser in
der Wirklichkeit wie in der Poesie um einen ver-
söhnenden Schluß nicht sehr verlegen war, indem
einige elegisch hingehauchte Redensarten die ernste
Stimme des Gewissens scheinbar zum Schweigen
bringen.

Anstatt noch weiter solche Charakterzüge der
französischen Literatur zu beleuchten, will ich mir
nur noch erlauben, mit kurzen Worten eine Ver-
gleichung anzustellen zwischen dieser französischen
Romanliteratur, insoweit sie zu unserer Volkslite-
ratur gerechnet werden kann und muß, und der
vorher besprochenen Gruppe der Ritter- und Räuber-
romane. Gewiß fällt eine solche Vergleichung in
vielm Betracht zu Gunsten der ersteren aus, besonders
was die Kunst der Darstellung und die Feinheit der
Charakterzeichnung betrifft; aber nach einer genaueren
Prüfung zeigt sich doch auch eine ganze Reihe von
überraschenden Ähnlichkeiten und zwar gerade von
solchen, welche auch der zuletzt besprochenen Gruppe
den Vorwurf einer verderblichen Volksliteratur zu-
ziehen müssen.

Der Leser erinnert sich aus den bereits oben angeführten Beispielen, wie in unsern deutschen Räuber- und Schauer geschichten die göttliche Gerechtigkeit so gern den Händen des gerechten Gottes entwunden und vom Himmel auf die Erde verlegt, dem Scharfsinn und den Fäusten irgend eines Spitzbuben übergeben wird. Der französische Roman hat, in etwas anderem Gewande, ganz ähnliche Gestalten; als Beleg dafür führe ich, weil sie am allgemeinsten bekannt, die Geheimnisse von Paris an, obwohl sie bereits etwas veraltet sind, selbst für das Leihbibliothekenpublicum. Leicht entzündliche Seelen, die die Zeit nicht erwarten können, bis der Mensch erntet, was er gesät hat, lesen mit wahren Entzücken die Scenen, wo der Fürst Rudolf das Strafant auf Erden verwaltet, in einer Weise, die lebhaft an die köstliche Legende erinnert, wo der heilige aber etwas vorwitzige Petrus sich von dem Herrn auf einige Zeit die Regierung der Welt ausbedungen hat, um es anders und besser zu machen als unser Herrgott, aber mit seinem Regierungstalente schon an einer armseligen Weis zu Schanden wird. In der Rede, womit der Fürst die Blendung des Schulmeisters einleitet, sagt er: jedes deiner Worte war eine Gotteslästerung; aber darüber vergißt der Fürst, oder besser gesagt, Herr Eugen Sue, daß die ganze Rede, der ganze Vorgang eine sehr grobe Gotteslästerung ist. Ich

verweise ferner, der Vergleichung wegen, auf die Laster- und Tugendungeheuer, die hier wie dort vorkommen, denn Ungeheuer, monströse Gestalten, Zerrbilder, sind auch ein Fürst Rudolf, ein Murph, die Marienblume, welche in Folge zu grell aufgetragener Schminke aller Natürlichkeit entbehren und trotzdem auf den Christen keinen andern Eindruck machen, als das Psalmenwort, Ps. 53, 4., zu bestätigen: sie sind Alle abgefallen und allesammt untüchtig; da ist keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer. Daneben stehen dann der Schulmeister und die Gule, Personen von einer solchen Verworfenheit, wie sie die erhitzteste Phantasie kaum ersinnen kann; und wenn man vielleicht im Hinblick auf Paris, das alte Lutetia, solche Ausgeburten mit dem Worte entschuldigen will: wo ein Nas ist, da sammeln sich die Geier, so sind sie doch selbst für Paris noch zu geierhaft, zu scheußlich gehalten.

Es ist darum gewiß kein ungerechtes Urtheil, wenn auch diese französischen Romane mit unter die verderbliche Volksliteratur gerechnet werden, und ist für ein Glück zu betrachten, daß der Geschmack an ihnen und somit auch das Publicum für sie sich vermindert hat.

Es dürfte hier an der Stelle sein, auch auf die schönwissenschaftlichen Erzeugnisse anderer Völker einen Blick zu werfen, sofern sie durch Uebersetzungen zu unserem Volke gelangen; selbst-

verständlich kann dabei nur auf England, Amerika, und höchstens noch auf Scandinavien Rücksicht genommen werden, da bei den romanischen und slavischen Völkern die neuere Literatur noch zu sehr in der Wiege liegt, als daß sie dem deutschen Volke auf dem Wege von Uebersetzungen zugänglich geworden wäre, ganz abgesehen davon, daß auch ihr ganzes Fühlen und Denken himmelweit von dem unsern verschieden ist. Allein auch England und Scandinavien gehören weniger hierher, da auf der einen Seite die deutschen Uebersetzungen weniger ins Volk eingedrungen sind, als dies bei denjenigen aus dem Französischen der Fall war, auf der andern Seite auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß jene Literaturen einen bei Weitem sittlicheren Charakter haben. Auf die amerikanischen Romane, Schilderungen amerikanischer Yankee- und Rothhautzustände komme ich weiter unten bei der Besprechung unserer Jugendschriften noch einmal in kurzen Worten zurück.

